

Was kostet die Freundschaft?

**Freundschaft erfordert Einsatz,
Wachsamkeit und Achtsamkeit.**

**Dennoch erweisen sich im Rückblick
die Freundschaften eines Lebens als
Gabe und Geschenk. Eine Bilanz.**

● Mit einer Kosten-Nutzen-Rechnung der Freundschaft habe ich mich noch nie beschäftigt. Wenn ich hier einen kleinen Beitrag zur Kultur und »Ökonomie« der Freundschaft leisten soll, versuche ich es durch einige Skizzen aus meinem Leben.

Erfahrungen mit Freundschaft habe ich genug. Im Kindergarten von Windischgarsten, der meinen familiären Lebensbereich aufregend vergrößerte, hieß meine beste Freundin Solana. Sie war über sechzig Jahre alt, Ordensschwester und Leiterin der Anstalt. Ihr erzählte ich ebenso wie auch meiner Mutter von meinen speziellen Freundschaften mit anderen Kindern. Manchmal musste ich um eine Freundin oder einen Freund werben, manchmal warben andere um meine Freundschaft. Es ist nicht angebracht, über die Beziehungslandschaft in einem Kindergarten zu lächeln. Das ist eine ernste Sache; ich habe damals viele Freuden erlebt, aber auch manche Beziehungsnöte ausgestanden.

In der Volksschule saß ich neben dem Hans. In der Pause tauschte ich mein weißes Weckerl gegen sein wunderbares Bauernbrot. Eine kleine

Verwirrung entstand erst in der vierten Klasse, als ich mein Weckerl mit der Nora teilte und dann dem Hans nichts mehr anzubieten hatte. Sie entschädigte mich manchmal mit einem Stück Kuchen, das ich aber nicht mit dem Hans teilen wollte. Es war ja ein Sinnbild der Freundschaft mit ihr und in diesem Sinn nicht teilbar.

Unser Lehrer Moser war auch Kapellmeister der Blasmusik. Ich lernte bei ihm die Ziehharmonika spielen und durfte damit in der Schule Lieder begleiten. Daher verehrte ich ihn als meinen besonderen Freund.

Brief und Musik

● Mit zehn Jahren kam ich ins Gymnasium nach Linz, hundert Kilometer von meinem Geburtsort entfernt. Die Eltern brachten mich mit meinem Bruder, der schon in die dritte Klasse ging, in einem gemeinsamen Quartier unter. Er führte mich in seinen Freundeskreis ein, besonders in die Schülergruppe bei den Jesuiten am Alten Dom. Dort war vor allem politische Verlässlichkeit (auch von Zehnjährigen!) gefordert, denn in der Zeit des Nationalsozialismus war eine spezielle Schülerseelsorge verboten. Das Geheimnis der Zugehörigkeit zum »Alten Dom« verband zu einem Freundeskreis besonderer Art.

Als die Schüler der oberen Klassen zum Kriegsdienst eingezogen wurden, schrieben wir Jüngeren ihnen Briefe und freuten uns, wenn sie mit einem »Feldpostbrief« antworteten. So haben wir einander tiefer kennen gelernt als durch Gruppenstunden. Mein Bruder wurde mit sechzehn Jahren zum Kriegsdienst einberufen. Ich habe heute noch eine Schachtel voller Briefe, die er »aus dem Felde« geschrieben hat. Wir konnten immer gut miteinander reden, aber in unseren Briefen haben wir einander manches anvertraut, was wir uns mündlich so nicht gesagt hätten. Auch meine beiden Schwestern erzählen, dass sie ihn vor allem durch seine Briefe tiefer kennen gelernt haben.

Bald kamen einige unserer Briefe an die jungen Soldaten mit dem Vermerk »Empfänger gefallen für Großdeutschland« an uns zurück. Wir feierten in der Kapelle des Alten Domes Trauergottesdienste für unsere Freunde. Dabei wurde uns voll bewusst, wie tief wir mit ihnen verbunden waren. Wir erlebten aber auch, wie stark nach solchen Todesnachrichten das Netz der Freundschaft trägt und der gemeinsame Glaube tröstet. Es gibt ein Leben nach dem Tod. Das wur-

»wie ich lebe und was mich beschäftigt«

de mir besonders deutlich, als aus Frankreich die Nachricht vom »Soldatentod« meines Bruders eintraf. Er ist nicht einmal achtzehn Jahre alt geworden, aber er hat sich in mein Leben auch als Freund eingepreßt. Ich war erst dreizehn, als er zu mir sagte: »Du bist mein Bruder, aber ich möchte dich auch zum Freund haben. Ich möchte dir alles sagen, wie ich lebe und was mich beschäftigt.« Diese Vor-Gabe führte uns zu einer gegenseitigen Freundschaft, die wohl sonst in so jungen Jahren und auch unter Brüdern selten ist.

Eine andere Sprache der Freundschaft als der Brief ist die Musik. Wir haben am »Alten Dom« immer viel gesungen und waren stets bereit, neue Lieder zu lernen. Ich habe meine Kenntnisse auf der Ziehharmonika ausgeweitet auf die Orgel und das Klavier. Mein Bruder spielte Geige, und ich war stolz, ihn begleiten zu können. Oft kamen einige Freunde, die irgendein Instrument spielen konnten, vor allem am Sonntag Nachmittag zu uns, weil in unserem Zimmer ein

»durch die Musik einander nahe«

Klavier stand. Wir spielten vierhändig, arrangierten Lieder oder schrieben leichte Stücke für jene Instrumente um, die eben vertreten waren. Das war manchmal etwas schwierig, etwa wenn nur eine Blockflöte und vier Geigen einsetzbar waren. Na, das Klavier konnte ergänzen und mit Bässen versehen, was sonst allzu dünn klang. Wichtig war vor allem die Zeit nach dem Spiel. Da entwickelte sich von selbst ein Gespräch, weil wir schon durch die Musik einander nahe waren.

Auch als Student in Innsbruck gewann ich auf diese Weise Freunde. Wir hatten im Priesterseminar sehr wenig Freizeit, aber viele nutzten sie so weit als möglich auch zur Musik. Die Orgel und der Chor, das Theater und das gemeinsame Hören von Schallplatten waren mir wichtig. In der Atmosphäre der Musik erfasst man rasch eine »gleiche Wellenlänge«, spürt man das Einverständnis und das Mitgehen, reibt sich aber manchmal auch an verschiedenen Auffassungen im Stil.

Gemeinsames Ziel

● Für die Reifung meines Wunsches, Priester zu werden, war die Freundschaft von größter Bedeutung. Es gab damals noch keine solche Gale-

rie von »Priesterbildern«, wie sie nach dem II. Vatikanischen Konzil entworfen und präsentiert wurden. Die Darstellung der kirchlichen Ämter in den Lehrveranstaltungen an der Universität war eher trocken und farblos. Sie wurde im Priesterseminar spirituell angereichert und ergänzt. Wir Studenten haben uns aber vor allem an den Auffassungen und am Stil von Priestern orientiert, die uns ihre Freundschaft schenkten, etwa der wortkarge und sehr menschliche Regens oder die Brüder Rahner mit ihrer geistigen Weite. Diese und andere waren unsere leibhaftigen »Priesterbilder«.

Wichtig waren vor allem die Freundschaften, die unter uns Studenten gewachsen sind. Wenn einer dem anderen vertraut und ihm offenbart, wie es ihm zuinnerst geht auf dem Weg des Glaubens und zum gemeinsamen beruflichen Ziel, ereignet sich eine Begegnung von Person zu Person, in der jede Freundschaft ihre Wurzel hat. Mit einem dieser Freunde bin ich auf dem Motorrad von Innsbruck bis Jerusalem und zurück gefahren, und wir haben zwei Monate lang immer wieder über seine Frage geredet: Zölibat oder Mechtild? (Sie wusste nichts von seiner Frage, und ich kannte sie damals noch nicht.) Bald schrieb er mir, dass ihm unser langes Gespräch sehr gut getan habe und nun seine Entscheidung reif geworden sei: Mechtild. Ich antwortete ihm: »Wir haben kein gemeinsames Berufsziel mehr, aber unsere Freundschaft wird bleiben.« Sie ist geblieben – bis zu seinem Tod in diesem Jahr (2002). Es hat mich aber immer

»Begegnung von Person zu Person«

heftig durchgerüttelt, wenn mir ein Freund gesagt hat: »Du sollst es zuerst wissen – ich werde das Seminar verlassen.« Ich musste dann sehen, wie ich ohne diesen Freund als Weggefährten zu recht kam; das tat mir auch manchmal gut.

Damals habe ich gelernt, dass die Freundschaft in der Person gründet und nicht in einem gemeinsamen beruflichen Weg. Es sind auch nicht bestimmte gleiche Begabungen und Interessen entscheidend. Einer meiner besonderen Freunde im Gymnasium war recht unmusikalisch, und ich habe doch damals sehr viel musiziert. Mit einem meiner besten Freunde aus dem Priesterseminar habe ich nur einmal einen gemeinsamen Urlaub verbracht, dann haben wir uns geeinigt: Geht nicht; zu verschieden sind unsere Ansprüche und unser Lebensstil. Unsere Freundschaft ist ganz fest, aber pflegeleicht und kostenlos: Wir schreiben einander kaum einmal, telefonieren selten und haben wenig Zeit für Besuche, zumal uns vierhundert Kilometer trennen; aber wir erzählen einander seit über fünfzig Jahren unser Leben und von unserem Glauben.

Verbindendes Engagement

● Als Kaplan in Linz wurde ich in eine Runde von etwa einem Dutzend befreundeter Priester eingeladen. Wir trafen uns monatlich, um zur persönlichen Orientierung aktuelle Fragen aus unserem Leben und Beruf zu besprechen und machten auch gemeinsame Exerzitien. In der Zeit des großen Aufbruchs der Kirche in den 60er-Jahren haben wir in diesem Freundeskreis die Entwicklungen aufmerksam verfolgt und manchmal heftig diskutiert, aber auch gerne mitvollzogen. Jetzt sind wir miteinander alt geworden und mussten auch schon einige zum Sterben und zum Grab begleiten. Dabei ist uns am deutlichsten zum Bewusstsein gekommen, wie tief die Freundschaft in dieser Runde geht.

Als Studentenseelsorger hatte ich oft in Wien zu tun. Dort haben mich drei ältere Freunde in ihren Kreis aufgenommen und an ihren Überlegungen teilnehmen lassen. Otto Mauer

und Karl Strobl trafen sich fast täglich, um die aktuellen Ereignisse im 2. Vatikanischen Konzil zu besprechen und mögliche Folgen für das kirchliche Leben in Österreich und in der Welt zu überlegen. Ferdinand Klostermann konnte als Konzilstheologe Informationen beisteuern, die über die offiziellen Berichte und Dokumente hinausgingen. – In dieser Zeit schloss ich Freundschaft mit vielen Frauen und Männern aus dem kirchlichen und kulturellen Wien und wirkte auch in der Planung der Pastoral für Österreich mit. Diese oft recht mühevollen Arbeit war leicht zu ertragen, weil sie in einer Atmosphäre der Freundschaft und Redlichkeit geschah, zu der auch Helmut Erharter einen großen Anteil beisteuerte.

Erharter lud mich auch ein, nach dem Tod Otto Mauers dessen Platz in der Redaktion der DIAKONIA einzunehmen. Dass ich gleichzeitig auch in der Redaktion der Theologisch-praktischen Quartalschrift arbeiten konnte, ermöglichte die herzliche Freundschaft, die in beiden Redaktionen bestand.

Als Lehrer an den Theologischen Hochschulen in Linz und St. Gabriel begegnete ich Kollegen und Studenten aus aller Welt und gewann manche von ihnen als persönliche Freunde bis heute.

Was ist Freundschaft?

● Ein Freund muss immer die Freiheit haben, Nähe und Distanz selbst zu bestimmen. Ein Gespräch über persönliche Dinge kann nie eingefordert werden; es bleibt immer ein Geschenk. Es gibt Zeiten, in denen einer mit sich selbst beschäftigt ist und noch oder gar nicht reden will. Es genügt, dass der andere das respektiert und sich so verhält, dass das Gespräch jederzeit be-

ginnen bzw. fortgeführt werden kann. Ich habe nie eine Freundschaft abgebrochen, habe aber respektiert, dass manche den Kontakt nicht mehr gepflegt haben.

Was ist Freundschaft? Der Begriff ist sehr weit und kann in verschiedener Weise eingegrenzt (definiert) werden. Jesus berief einen zum Apostel, der seinem Namen nach ein Pferdefreund (Philippos) war. Der Prager Philosoph Milan Machovec hat kürzlich darauf hingewiesen, dass heute manchmal der Hund der »beste Freund des Menschen« genannt wird, merkt aber dazu an: »Streng genommen muss der Mensch eine recht armselige Vorstellung von Freundschaft als zwischenmenschliches Phänomen haben (sie kommt ja auch recht spärlich vor), wenn er heute unter allen Geschöpfen oft denjenigen als Freund bezeichnet, der ihm am

»keine Freundschaft von der Stange«

meisten dient.« Aber auch wer nur Menschen Freunde nennen will, muss hinnehmen, dass diese Bezeichnung sehr großzügig verwendet wird und manchmal nur einen flüchtig Bekannten meint.

Die Breite des Begriffs zwingt dazu, selbst herauszufinden, in welcher Weise einer Freund sein oder einen zum Freund haben will. Es gibt keine Freundschaft von der Stange; jede echte Freundschaft ist ein Original, weil jeder Mensch einmalig ist. Das erfordert ein ständiges Aufmerken und Hinhören, Offenheit und Geduld und am Ende schöpferische Phantasie zur Gestaltung der Beziehung, die in ihrem ständigen Wechsel von Nähe und Distanz der Musik ähnlich ist. Das alles hat mich die Freundschaft gekostet; aber ich habe ein Vielfaches von dem erhalten, was sie mich gekostet hat.